



Helmut Schmidt (Hg.)

Vertiefungen

NEUE BEITRÄGE ZUM
VERSTÄNDNIS UNSERER WELT

Pantheon

Bei den Texten dieses Bandes handelt es sich um bislang unveröffentlichte Vorträge. Lediglich der Beitrag von Wolf Singer »Vom Gehirn zum Bewußtsein« wurde bereits abgedruckt in dem Sammelband »Das Gehirn und sein Geist«, hrsg. von Norbert Elsner und Gerd Lüer, Göttingen 2001. Der Abdruck des Beitrags von Siegfried Lenz »Über Märchen« geschieht mit freundlicher Genehmigung des Hoffmann und Campe Verlags, Hamburg.

Der erste Band mit Protokollen der Freitagsgesellschaft erschien 1999 in der Deutschen Verlags-Anstalt, München.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream*
liefert Stora Enso, Finnland.

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH.

Erste Auflage
Pantheon-Ausgabe April 2012

Copyright © 2010 by Siedler Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München
Lektorat und Satz: Ditta Ahmadi, Berlin
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2012
ISBN 978-3-570-55182-0

www.pantheon-verlag.de

Inhalt

- 7 HELMUT SCHMIDT
Vorwort

Zur Kunst

- 13 SIEGFRIED LENZ
Über Märchen
- 21 KLAUS FUSSMANN
Die Erfindung der abstrakten Malerei

Die globalisierte Welt

- 35 MICHAEL OTTO
Unternehmerische Verantwortung im Rahmen
der Globalisierung
- 53 PETER SCHULZ
Rechtsentwicklung in China
- 67 KLAUS ASCHE
Wohin geht Russland?
- 97 BARTHOLOMÄUS GRILL
Afrika und die Globalisierung
- 115 HENNING VOSCHERAU
Rückkehr des »Gerechten Krieges«?

Naturwissenschaften

- 145 LOKI SCHMIDT
Pflanzen an extremen Standorten
- 159 REIMAR LÜST
Über die Entstehung des Universums
- 173 WOLF SINGER
Vom Gehirn zum Bewußtsein
- 195 HUBERT MARKL
Forschung und Innovation in Deutschland

Religion und Geschichte

- 219 HANS KÜNG
Die drei abrahamischen Religionen
- 235 HANS-JOCHEN JASCHKE
Die Situation der römisch-katholischen Kirche
in Deutschland und in der Welt
- 247 MANFRED LAHNSTEIN
Antisemitismus – zur Geschichte eines Vorurteils
- 273 RICHARD VON WEIZSÄCKER
Nach 200 Jahren Lösung der offenen deutschen Frage
- 291 HELMUT SCHMIDT
Die aufsteigende Weltmacht China

Anhang

- 309 Verzeichnis sämtlicher Vorträge
- 325 Die Mitglieder der Freitagsgesellschaft
- 333 Die Gastredner

Vorwort

Zwei Motive liegen diesem Buch zugrunde: Es soll zum einen zu vielerlei Bereichen des Lebens und des Wissens interessante Informationen bieten. Zum anderen aber hofft der Herausgeber, dass sich Menschen in anderen Städten durch unser Beispiel zur Gründung ähnlicher Gesellschaften anregen lassen.

Die Freitagsgesellschaft zu Hamburg besteht seit 1985. Einige meiner Bekannten und Freunde haben damals in ähnlicher Weise wie ich den Wunsch empfunden, Gesprächspartner über ihr eigenes berufliches Gebiet hinaus zu finden und sich mit ihnen auszutauschen. So kam eine kleine Runde von etwa zwölf Personen zu der Verabredung, sich im Winterhalbjahr an sechs Abenden zu einem gemeinsamen Thema zusammensetzen, immer am zweiten Freitag des Monats. Wir wollten uns keineswegs auf Wirtschaft oder Politik oder auf die Wissenschaften beschränken, sondern erhofften uns Aufschluss und Überblick über Fachgebiete, von denen wir nicht genug wussten, auf die wir gleichwohl neugierig waren.

Dem einen oder anderen unter uns war wohl die ehrwürdige Berliner Mittwochsgesellschaft ein Begriff; einige Jahre zuvor waren Teile ihrer Protokolle aus den Jahren 1932 bis 1944 als Buch veröffentlicht worden.* Wir haben uns nur von fern an diesem Beispiel orientiert. Wir haben kein Statut und keinen Vorsitzenden, aber wir haben seit den ersten Jahren einen bestimmten Ablauf verabredet und dann auch beibehalten. Es beginnt immer mit einem gemeinsamen Abendessen, davor ein Drink; nach dem Essen kommen der

* *Die Mittwochs-Gesellschaft*, herausgegeben von Klaus Scholder, Berlin 1982

lange vorher verabredete Vortrag und sodann die Diskussion, die jedes Mal von einem anderen Mitglied geleitet wird.

Wir haben uns keineswegs auf männliche Teilnehmer beschränkt, die Frauen sind allerdings in der Minderheit geblieben. Im Lauf eines Vierteljahrhunderts hat sich die Mitgliederzahl verdoppelt; jedes neue Mitglied ist im Einvernehmen der bisherigen Mitglieder berufen worden. Wir versammeln uns immer am selben privaten Ort – in unserem Haus in Hamburg-Langenhorn. Nur wenn es der Anlass erfordert, treffen wir uns auch anderswo; zweimal ging es per Schiff über Alster und Elbe.

So sind in einem Vierteljahrhundert über 150 Vorträge zustande gekommen. Davon ist in den letzten Jahren beinahe die Hälfte von Personen gehalten worden, die nicht zum Kreis der Mitglieder gehören und oft auch von außerhalb unserer Stadt kommen. Natürlich können, zum Beispiel beruflicher Gründe wegen, nicht alle Mitglieder jedes Mal dabei sein. Einige sind inzwischen infolge Umzugs in andere Städte (und Länder) praktisch ausgeschieden, aber sie werden weiterhin eingeladen (für den Fall, dass sie zufällig in Hamburg sein sollten) und mit den Niederschriften versorgt. In Ausnahmefällen wird zu einem besonderen Anlass auch der jeweilige Ehepartner eingeladen.

Im Laufe langer Jahre haben sich Sympathien und auch Freundschaften ergeben – zwischen Angehörigen weit voneinander entfernter Berufe oder wissenschaftlicher Disziplinen. Wer die Mitgliederliste im Anhang zu diesem Buch betrachtet, wird eine erstaunliche Vielfalt finden. Parteiche Zugehörigkeiten haben in unserem Kreise keinerlei Bedeutung; infolge der allseitigen Offenheit aber haben sie zur Erhellung mancher politischer Problemstellungen beigetragen.

Die Themen der Innenpolitik spielen in der Freitagsgesellschaft allerdings nur eine Nebenrolle, sie stehen am Rande. Dagegen hat sich unser Interesse von Anfang an des Öfteren der auswärtigen und der Weltpolitik zugewandt. Insgesamt aber – das zeigt auch der im Anhang wiedergegebene Überblick über die bisherigen Vortragsthemen – ist das Feld der Politik nur eines unter vielen Feldern. Für

die Wahl eines Themas ist allein entscheidend, dass der Vorschlag, den ein Mitglied macht, von den anderen am Tisch aufgenommen oder modifiziert und schließlich einvernehmlich akzeptiert wird.

Dabei stellt sich des Öfteren heraus, dass unter uns Mitgliedern niemand sich als ausreichend kompetent empfindet, das jeweilige Thema oder sein Umfeld zu behandeln; in solchen Fällen kommt es dann zur Einladung auswärtiger Gäste.

Die jedem Vortrag folgende Diskussion ist bisweilen eine Fragestunde, zumeist eine sehr lebhaftete Debatte, manchmal eine Mischung aus beidem. Der Vortragende kann immer intervenieren und antworten; aber oft genug muss der jeweilige Vorsitzende dafür sorgen, dass alle zu Wort kommen. So ungewöhnlich viel ich aus den Vorträgen gelernt habe, so sehr habe ich von den Diskussionen profitiert. Das geht wohl allen von uns ähnlich. In vielen Fällen ist man später froh, im Protokoll das eine oder andere nachlesen zu können.

Natürlich sind die Niederschriften eine Last für den jeweiligen Notar; sie sind infolgedessen sehr unterschiedlich in ihrer Länge und Ausführlichkeit. Wenn ein ausgearbeitetes Manuskript des Redners zur Verfügung gestellt wird, kann man sich nachträglich besonders gut vergewissern.

Wenn andere Menschen in anderen Städten sich durch dieses Buch zur Gründung vergleichbarer privater Gremien angeregt fühlen sollten, so darf an dieser Stelle auch ein Wort zu den geistigen Grundlagen der Hamburger Freitagsgesellschaft nicht fehlen. Uns alle eint das Engagement zum öffentlichen Wohl, zur *salus publica*. Unser gemeinsamer Antrieb stammt aus der Neugierde jedes einzelnen Mitglieds. Unser gemeinsamer Stil beruht auf Offenheit, Toleranz und Verantwortungsbewusstsein. Ansonsten aber sind wir alle sehr verschiedene Menschen.

Mindestens in einer weiteren deutschen Stadt wird ein ähnliches Vorhaben verfolgt. Marion Dönhoff und Richard von Weizsäcker haben 1996 in Berlin die Tradition der altherwürdigen Mittwochsgesellschaft wieder aufgenommen, die von 1863 bis 1944 ihren Mitgliedern wertvolle Unterrichtung und geistige Orientierung geboten

hat. Die alte Mittwochsgesellschaft brachte es auf 1056 Sitzungen, die Protokolle der Jahre bis 1919 sind in Auswahl ebenfalls publiziert: eine hochinteressante Quelle für die Geschichte der Wissenschaft.* Auch die neue Mittwochsgesellschaft hat dankenswerterweise begonnen, einige der in ihrem Kreis gehaltenen Vorträge zu veröffentlichen.** Sie stehen auf dem gleichen Boden wie die Vorträge der Freitagsgesellschaft.

Aber über Berlin hinaus möchte ich mir wünschen, dass sich auch an anderen Orten Bürger zum freundnachbarlichen Gespräch über ihre Besorgnisse und Hoffnungen zusammenfinden, ihr Wissen und ihre Einsichten austauschen. Allzu sehr neigen viele Menschen dazu, ihren Freundes- und Bekanntenkreis auf das berufliche Umfeld zu beschränken: Gewerkschafter unter sich, Arbeitgeber unter sich, Manager unter sich; Naturwissenschaftler, Ingenieure, Ärzte, Juristen, Politiker – viele neigen zur geistigen Inzucht. Allzu viele nehmen Informationen jenseits ihres beruflichen Interesses nur über die Massenmedien auf.

Die Gefahren einer Aufspaltung unserer Gesellschaft in egoistische Interessengruppen und die damit einhergehende Verflachung unserer Kultur sind längst schon sichtbar geworden.

Aber wir, die privaten Bürger, wir können dem entgegenwirken – also lasst uns das tun!

Helmut Schmidt

Hamburg, im Mai 2010

* *Die Mittwochs-Gesellschaft im Kaiserreich*, herausgegeben von Gerhard Besier, Berlin 1990

** *Die neue Mittwochsgesellschaft*, Band 1: Gespräche über Probleme von Bürger und Staat, Stuttgart 1998; Band 2: Menschenrecht und Bürgersinn, Stuttgart 1999

Zur Kunst

SIEGRFRIED LENZ

Über Märchen

9. März 2007

Die Zeit, in der das Wünschen geholfen hat, ist noch nicht vorbei, sie wird wohl nie vorbei sein, zumindest so lange nicht, wie es das Märchen gibt und wir bereit sind, uns als zeitweilige Bewohner der Märchenwelt zu empfinden. Die Wünsche, die wir erfüllt sehen möchten, sind nicht zuletzt ein Ausdruck unserer Sehnsucht, einer Sehnsucht nach einer Welt, die durchschaubar ist, in der es sich gefahrlos leben läßt und in der das Gute belohnt, das Böse aber bestraft wird. Ohne Zweifel sind nicht wenige Märchen in pädagogischer Absicht erzählt; die sogenannten Ammen-Märchen sind ein naheliegendes Beispiel dafür. (Die Amme, betraut mit einer gewissen Stufe der Erziehung, erfand selbst nicht Märchen, sondern erzählte wieder, was sie sich als Fundus angeeignet hatte – also Geschichten von Prüfung und Bewährung und wunderbarer Lösung vertrackter Konflikte.) Aufs Ganze gesehen läßt sich wohl sagen, daß Märchenwelt vor allem Kinderwelt ist.

Die Phantasie erhält eine bedeutende Rolle. Wo die Wirklichkeit bei dem Versuch, eine Lösung zu finden, sich als ungenügend zeigt, wird Phantasie zu Hilfe genommen, Phantasie schafft das Wunder, das alles bedeutet, das aus Gefahren rettet, das für Gerechtigkeit sorgt oder zu ersehnter Erkenntnis führt. Das Geschenk der Wunder läßt möglich werden, was in der Tatsachenwelt unerreichbar ist. Das Wunder ist die zentrale Möglichkeit des Märchens.

Um herauszufinden, was in der Luft und im Wasser gesprochen wird, schnupfen der Kalif von Bagdad und sein Großwesir ein Pulver, das ein fahrender Händler in einer Dose verkauft. Nach Ein-

nahme des Pulvers und der Nennung des Schlüsselworts Mutabor finden sich die Herren als langbeinige Störche wieder, sprechen Storchensprache, essen Storchennahrung, bevorzugen nach Storchentart Hausdächer. Ein Wunder beschert ihnen einen Zuwachs an Erkenntnis, die dem Kalifen sogar seine gefährdete Stellung vor Augen führt.

Das häßliche Entlein wird nicht zeitlebens unter seiner Häßlichkeit zu leiden haben, denn durch ein Wunder wird offenbar, daß es aus einem Schwanen-Ei entstammt und so schön ist wie ein Schwan. Und da eine liebgewordene Märchengestalt nicht sterben darf – zumindest nicht endgültig –, muß Schneewittchen den giftigen Apfel loswerden und ins Leben zurückkehren. Das Wunder bewirkt ein Wurzelstrauch, über den die Träger des Sarges so folgenreich stolpern, daß sich das Mädchen wünschenswert erbricht und sich von dem Gift befreit.

Seltsam, das Wunder, wie es im Märchen vorkommt, befremdet uns nicht, es gehört zur Wirklichkeit der Kindheit, in der die Wunschträume der Phantasie mit ihren Bedürfnissen nach Glück und erfolgreicher Zauberei ihren Platz haben. Wirklichkeit und Wunder, sie liegen nah beieinander, sie ergänzen sich. Und darin, so glaube ich, erkennen wir für uns auch das Märchenhafte: in der Überwindung des Schreckhaften, in der kaum noch erhofften Einlösung unserer Wünsche, im Triumph der Naivität.

Naivität: Man kann sie auch die Unschuld des Herzens nennen; im Vergleich zeigt es sich, daß diese Naivität auch ein Element der Poesie ist. Bei dem Versuch, das Märchen formal zu bestimmen, ist man wohl genötigt, den poetischen Charakter zu erwähnen; eine Verwandlung der Realität spricht dafür.

Poesie ermöglicht es, uns eine fremde, nicht erfahrene Welt anzueignen – durch Transponierung, durch Entschüsselung. Wir willigen ein, das Dargestellte als glaubwürdige Möglichkeit des Daseins zu empfinden, und damit akzeptieren wir das Wunder und nicht nur dies: Wir erkennen die Gesetze an, die im Zauberwald herrschen,

wir sind einverstanden mit den Spielregeln im Schlaraffenland, wir schließen wie selbstverständlich Bekanntschaft mit Riesen, Hexen und sieben Zwergen und leiden mit Königskindern, die durch Haß und Mißgunst um das Glück gebracht werden. Auch wenn die Angehörigen einer – sozusagen hochalpinen – Gesellschaftsschicht – Prinzessinnen vor allem – als besonders beliebte Märchenfiguren vorgestellt werden, es gibt durchaus auch Märchen, in denen die soziale Niederung zum Vorschein kommt; das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern wird für immer ein Beispiel dafür geben, ebenso Handwerker, Bauern und Fischer. Und daß wir auch auf ein trauriges Ende gefaßt sein müssen, bestätigt uns der standhafte Zinnsoldat: Er, der von einem Zinnlöffel geboren wurde, landet in einem Ofen, freilich zusammen mit der angebeteten Tänzerin.

Was man hier und da dem Märchen nachsagt, daß in ihnen alles Soziale und Politische ausgespart bleibt oder daß ihre Erzähler sich uninteressiert an diesen Fragen zeigten, trifft nicht zu. H.C. Andersens unsterbliche Geschichte von des Kaisers neuen Kleidern – um nur diesen Bereich zu erwähnen –, beweist, daß das Märchen es sogar erträgt, erkennbar kritische Fragen aufzuwerfen: Von Betrügnern animiert, ja überredet, neue Kleider anzulegen, die noch gar nicht existierten, zeigt sich der Kaiser seinem Volk. Zugegeben: Es ist ein Land des unaufgeklärten Despotismus. Alle bewundern, was man ihnen zu bewundern aufgetragen hat, und da die Kammerherren eine Schleppe tragen, die nicht existiert, ist die Begeisterung allgemein. Vielsagend genug: Ein Kind, das sich nichts vormachen läßt, das darauf besteht, allein das zu sagen, was es sieht, spricht aus, was die Mehrheit nicht auszusprechen wagt: Der Kaiser ist ja nackt.

H.C. Andersen, der große Märchenerzähler, bereichert die Form dieser Gattung, indem er es wagt, ein Märchen im Märchen zu schildern; dadurch gewinnt er eine Perspektive, aus der er sich bekenntnishaft über seine bevorzugte Kunstform äußern kann. So erfahren wir etwa im »Fliegenden Koffer«, daß ein Märchen tiefsinnig und belehrend sein soll und daß man beim Zuhören lachen kann. Das sind Forderungen eines Märchenerzählers an sein eigenes Metier.

Woran dem Erzähler indes mehr liegt, das ist die Aufnahme und Weitergabe eines märchenhaften Stoffes. Da bei vielen Völkern eine Märchenkultur besteht, kann man leicht die Wanderschaft der Motive verfolgen; man übernimmt Stoffe aus alter Volksdichtung und verwandelt sie. Die Kinder- und Volksmärchen der Brüder Grimm lieferten oft den Anlaß zum Neu- beziehungsweise zum Weitererzählen. Daß sich ein Stoff, ein Problem, ein Motiv beim wieder- und weitererzählen verändert, ist eine alte Erfahrung; der Stoff wird meist angereichert; in seiner offenen oder verdeckten Beweisabsicht dem Leser näher gebracht. Ein Vergleich zwischen dem »Schweinehirt« von Andersen und dem »König Drosselbart« der Grimms zeigt, welche Veränderung Motive erfahren können. Das Märchen »Was Vater tut, ist immer gut« erklärt uns die Veränderungen. Es beginnt so: »Jetzt werde ich hier eine Geschichte erzählen, die ich gehört habe, als ich klein war, und jedesmal, wenn ich seither an sie gedacht habe, fand ich, daß sie immer schöner wurde, denn es geht mit Geschichten wie mit den Menschen: Sie werden schöner und schöner mit dem Alter, und das ist erfreulich.«

Die märchenhaften Geschichten, die erzählt werden – und das gilt allgemein –, stammen aus längst vergangener Zeit. Sehr selten läßt sich der Erzähler auf ein bestimmtes Datum ein, wie etwa De la Motte Fouqué in seiner Geschichte »Das Schauerfeld«, die beginnt: »Am Fuße des Riesengebirges, in einer blühenden schlesischen Landschaft, hatten sich einige Zeit vor dem Westfälischen Frieden unterschiedliche Verwandte in die Erbschaft eines reichen Bauern zu teilen.« Der häufigste Anfang enthält einen unbestimmten Zeitbegriff: Es war einmal; oder er verweist uns auf eine wunderbare märchenhafte Zeit, in der das Wünschen noch geholfen hat. Mitunter wird auch die Vorzeit als besonders glaubwürdig angerufen wie im Grimmschen »Zaunkönig«: »In den alten Zeiten, da hatte jeder Klang noch Sinn und Bedeutung.« Vergebens wird man nach dem Datum forschen, an dem der Sultan Soliman den Thron der Welt bestieg. Dennoch beginnt mit ihm ein Märchen von Christoph Mar-

tin Wieland, ein Märchen, das uns damit bekannt macht, daß dieser Sultan den Greif vom Gebirge Kaf zum König aller befiederten Scharen erklärt hat. Was zeitlich unbestimmbar ist, legt den Gedanken der Zeitlosigkeit nahe, und in der Tat wollen Märchen als Ereignisse genommen werden, die immer geschehen können, sofern unsere Phantasie nur bereit oder fähig ist, die Distanz aufzuheben.

Der relativen Unbestimmtheit der Zeit entspricht für zahlreiche Märchen die Unbestimmtheit des Ortes; zwar werden fast immer die Orte für märchenhaftes Geschehen genannt, doch sie sind so allgemein und willkürlich vorstellbar, daß sie uns als übertragbar erscheinen.

Eines der bekanntesten Märchen, »Hänsel und Gretel«, beginnt: »Vor einem großen Walde wohnte ein armer Holzhacker.« Der Wald, der dichte, dunkle, geheimnisvolle Wald ist ein Lieblingssort für zauberische Ereignisse. Indes, es werden auch namentliche Orte genannt, doch wo dies geschieht, haben sie märchenhaften Klang, sie existieren nur auf der Landkarte der Phantasie. Ein Märchen von Brentano beginnt mit den Worten: »Es war einmal ein König von Rundumherum.« Und im Märchen von Rosenblättchen lesen wir: »Der Herzog von Rosmital hatte eine sehr schöne Schwester.«

Bei aller Vielfalt der Motive, bei aller Berufung auf vergangene Zeiten – ein spürbarer romantischer Grundton ist in fast allen klassischen Märchen zu finden. Das gilt für die Kinder- und Volksmärchen der Brüder Grimm wie für die Märchen der deutschen Romantik und die bildreichen und geheimnisvollen Märchen des Orients.

Den Unterschied zwischen Volksmärchen und Kunstmärchen hat man in der Literaturgeschichte erst spät gemacht. Ursprünglich galt in dieser Gattung nur die Erzählform: Typische, archetypische Erfahrungen der Menschen wurden mündlich weitererzählt, die Defizite des Lebens mithilfe von Phantasie ausgeglichen oder überwunden. Die Brüder Grimm sammelten und vereinigten, was als sogenanntes Volksgut bereits existierte. Von vielen wechselnden Erzählern weitergegeben, kannte keiner den Ursprung. Die Urheber

der sogenannten Kunstmärchen, in denen eine ästhetische Formung offenbar wird, haben einen Namen: Ludwig Tieck, Clemens Brentano, Christoph Martin Wieland. Sie sind eigene, souveräne Märchenerzähler, sie sind – in des Wortes zutreffender Bedeutung – Märchendichter. Einer, der die Märchenliteratur außerordentlich bereichert hat, war Ludwig Bechstein; er war Sammler und Dichter zugleich; in seinem Märchenbuch finden wir, was wir alle kennen und was uns berührt und ergriffen hat: Dornröschen ebenso wie Ritter Blaubart, Rotkäppchen und den Wettlauf zwischen Hase und Igel. Ihm, Ludwig Bechstein, verdanken wir eine Geschichte, die den anspruchsvollen Titel hat »Des Märchens Geburt«.

Tiefsinniger kann ein Kommentar über die Entstehung des Märchens nicht sein. Erzählt wird von zwei Königskindern – ein Junge und ein Mädchen –, an denen zunächst nur ihre Müdigkeit und ihre Traurigkeit auffällig sind. Die Kinder sind unglücklich. Sie haben die kostbarsten Spielsachen, sie können sich jede Speise wünschen, in ihren Gärten stehen goldene Vogelhäuser, Springbrunnen und prachtvolle Blumenbeete laden zu Kurzweil ein; dennoch: Sie sind der Pracht müde. Auf die Fragen der Mutter, was ihnen denn fehle, wissen sie keine Antwort. Sie wissen es so lange nicht, bis sie eines Tages einen sehr schönen Vogel entdecken, einen paradiesischen Wundervogel, der ihnen ein goldenes Ei hinterläßt. Das Wesen, das aus dem Ei schlüpfte, war nicht Schmetterling, nicht Biene, nicht Libelle, es war der Märchenvogel Phantasie. Kaum nötig zu sagen, daß sich den müden und traurigen Kindern nun eine Welt eröffnete, eine Wunschwelt, die sie, nun im Besitz von Flügeln, erkunden konnten. Märchen erwiesen sich als Kinderglück.

Aber wie die Literaturgeschichte zeigt, waren es nicht nur Kinder, die das Glück im Märchen fanden; auch Erwachsene bekannten sich zu dieser Gattung, auch große Schriftsteller wie etwa Fontane und Thomas Mann.

Thomas Mann bekannte, daß ihm den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck die Märchen von Andersen gemacht haben, und er dachte dabei vor allem an den standhaften Zinnsoldaten, gewiß

aber auch an die kleine Meerjungfrau, die Andersen als Schlüsselfigur diente mit ihrer wortlosen Liebe zum Prinzen. Michael Maar hat gezeigt, welche Fortleben etliche Märchenfiguren – verändert, verwandelt – in der Weltliteratur gefunden haben.

Wem aber sind diese Zaubertexte, die wir Märchen nennen, ursprünglich zugeordnet? Fast alle Erzähler wenden sich an Kinder, eine frühe Ausgabe von Andersens Märchen enthält den ausdrücklichen Hinweis »erzählt für Kinder«. Es spricht für sich, daß dieser Hinweis in späteren Ausgaben weggelassen wurde – gewiß auf Wunsch des Autors. Also darf man annehmen, daß der Märchen-erzähler sich an jedermann wende, auch an den erwachsenen Leser. Und dieser wird feststellen, daß die Sehnsucht, der Schmerz und die Wonnen der eigenen Kindheit wunderbar aufgehoben sind in einer Erzählung, die wir Märchen nennen.

KLAUS FUSSMANN

Die Erfindung der abstrakten Malerei

14. Februar 1997

Anfang des 18. Jahrhunderts wird die französische Malerei führend in Europa. Sie hielt mühelos und überzeugend diese Position länger als zweihundert Jahre, erst nach dem Zweiten Weltkrieg verlor sie ihre Dominanz an die Vereinigten Staaten von Amerika. Jedes Jahr wird im Grand Palais, in Paris, das Werk eines der großen Maler des Landes ausgestellt, jedes Mal ein anderer, und jedes Mal ist es ein weltberühmter Künstler. Mehr als fünfzig Namen könnte man aufzählen, die in Frage kommen, kein anderes Land kann sich damit messen. In Frankreich entstand die Moderne Malerei, erstand die Moderne, eine geistige Bewegung, deren gewaltige Auswirkung wir noch nicht übersehen können. Eine zentrale Position nimmt innerhalb der Moderne die Erfindung der abstrakten Malerei ein, deren Entstehung sich in Frankreich ziemlich selbstverständlich, fast logisch vollzog. Wer aber auf der Welt als Erster ein abstraktes Bild gemalt hat, ob Kandinsky, Turner oder etwa Victor Hugo, oder – wie die Forschung meint – Braque es war, ist hier belanglos. Braque ist als Maler da wohl der Überzeugendste. Aber um den Weg dahin und den geistig-soziologischen Hintergrund aufzuzeigen, der diese Malerei erst möglich machte, sollten wir uns auf Frankreich konzentrieren, denn hier gibt es wirklich so etwas wie eine Geschichte der Abstraktion, ein Sinn im Gegenstandslosen, eine gewisse Logik sogar, ein Vorher und ein Nachher. Doch blicken wir zurück auf die Ursachen.

Die Französische Revolution von 1789 veränderte die politischen wie zivilisatorischen Fundamente Europas – und damit letztlich der ganzen westlichen Welt – grundlegend. Die bildenden Künste waren

davon nicht ausgenommen, sie verloren dabei eine wichtige geistige wie materielle Plattform. Die Beeinflussung der Malerei ist stilistisch gesehen eher zögerlich, Bilder aus der Zeit zeigen zunächst kaum Veränderungen, die Verschiebungen registrieren wir erst Jahrzehnte später, und diese begründen sich nicht im Zeitgeschmack, sondern eben soziologisch. Doch mit der Revolution und noch einmal nach Napoleon I. verliert die Malerei wichtige, von ihr besetzte Felder: Geschichtliche Verherrlichung und religiöse Inbrunst waren nach der Revolution keine selbstverständlichen Größen mehr, sie glichen plötzlich eher einer Theatervorstellung, die Revolution hatte diese Themen – fast nebenbei – mit ihrem politischen Elan ausgehöhlt, hatte sie auf ein Nebengleis gestellt. Der Fokus war jetzt auf das Reale, wirklich Machbare eingestellt. Der Ruch des Irrealen und Unwichtigen lag über Sujets von Helden und Heiligen, und diese Entzauberung von tausend Jahren Tradition sollte irreparabel bleiben.

Ganze Arbeitsfelder der bildenden Künste brachen damit weg. Die wichtigen Auftraggeber aus Adel und Klerus vergaben kaum noch Aufträge, und auch später, in der Restitution, blieben ihre künstlerischen Ambitionen gebrochen, glücklos und zögerlich, sie nahmen kaum noch Einfluss auf den Zeitgeist, auf die Kunstgeschichte. Eine Epoche war vorbei.

Den Malern ging es nach der Revolution, vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, miserabel. Wie schon gesagt, Adel und Kirche, ziemlich verarmt, fielen auch wegen Machtverlusts aus, und die neue bürgerliche Gesellschaft war zwar reich geworden, sah aber keinen Sinn darin, für Kunst Geld auszugeben, hatte auch einen unsicheren Geschmack. In dieser prekären Zeit, als die Maler von Barbizon bescheiden ihre kleinen Landschaften malten und die Karikatur vom armen Künstler sich gesellschaftlich manifestierte, sollte vornehmlich über die kleinen Formate eines Corot, Daubigny, Troyon, eines Daumier – Letzterer war allerdings kein Maler in Barbizon –, die Grundlagen der Moderne sichtbar werden. Es gab mehrere, verschieden arbeitende Künstler, die Vorläufer der Moderne waren, Delacroix und Courbet zum Beispiel, die oft großformatig

arbeiteten, aber die wesentlichen Anstöße kamen über kleinformatige Landschaften, die im Impressionismus dann zu den ersten modernen Bildern weitergeführt wurden. Die Voraussetzung aber für eine Wende war das geistige Vakuum, welches der angeschlagene, wieder monarchisch gewordene Staat und die verblassten sakralen Legenden zurückgelassen hatten.

Der Anlass, warum ich diese Ausführungen dem Thema »Erfindung der abstrakten Malerei« vorausschicke, ist Hans Sedlmayrs Buch »Verlust der Mitte«, welches 1948 im Otto Müller Verlag, Salzburg, erschienen ist und in der Folgezeit, durch die ganzen fünfziger Jahre, die Diskussion in Deutschland über die moderne Kunst maßgeblich beeinflusst hat. Sedlmayr war der absolute Antipode der Moderne. Schon der geringste Verstoß gegen das Gegenständliche wurde von ihm als Schritt in die Anarchie gewertet. Sein Weltbild war im buchstäblichen Sinne orthodox, und anscheinend war er unfähig, die neue Ästhetik der Moderne überhaupt wahrzunehmen. Damit wäre seine Kritik eigentlich obsolet gewesen, aber die Wirkung von »Verlust der Mitte« war so enorm, dass man ihn damals einfach nicht ignorieren konnte. Dabei müssen wir uns vor Augen halten, dass seine Schmähung die vergleichsweise noch harmlose abstrakte Kunst meinte, die wir heute Abend zum Thema haben und nicht das Informel, den amerikanischen abstrakten Expressionismus, Hardedge oder Pop-Art, denn diese waren damals noch gar nicht oder gerade eben in der Welt – von heutiger Land-Art, Video-Art, Performances und so weiter gar nicht zu reden. Aber hören wir die ersten Zeilen seiner Einleitung zu »Verlust der Mitte«:

»In den Jahren und Jahrzehnten vor 1789 hat in Europa eine innere Revolution von unvorstellbaren Ausmaßen eingesetzt: die Ereignisse, die man als ›Französische Revolution‹ zusammenfaßt, sind selbst nur ein sichtbarer Teilvorgang dieser ungeheueren inneren Katastrophe. Es ist bis heute nicht gelungen, die dadurch geschaffene Lage zu bewältigen, weder im Geistigen noch im Praktischen.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Helmut Schmidt

Vertiefungen

Neue Beiträge zum Verständnis unserer Welt

Paperback, Klappenbroschur, 336 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-570-55182-0

Pantheon

Erscheinungstermin: April 2012

Freitagabend im Hause Schmidt

Seit 25 Jahren treffen sich in Helmut Schmidts Haus die Mitglieder der »Freitagsgesellschaft«: ein illustrierter Kreis prominenter Persönlichkeiten aus Kunst, Wissenschaft, Politik und Wirtschaft. Im Mittelpunkt des jeweiligen Abends steht ein Vortrag. Helmut Schmidt hat für dieses Buch einige der interessantesten Beiträge der letzten Jahre ausgewählt.

Die Treffen der Hamburger »Freitagsgesellschaft« sind heute schon legendär. Politiker und Unternehmer, Künstler, Ärzte und Wissenschaftler unterrichten sich gegenseitig über die neuesten Entwicklungen auf ihrem jeweiligen Gebiet und diskutieren Fragen des öffentlichen Wohls. Durch die von Helmut Schmidt vorgelegte Auswahl ihrer Vorträge gewinnen wir vertiefende Einsichten in unterschiedlichste Wissensbereiche. Ob Wolf Singer sich mit den Grenzregionen von Gehirn und Bewusstsein beschäftigt, Siegfried Lenz uns von seiner Faszination durch Märchen erzählt, Hans Küng die drei abrahamischen Religionen vorstellt oder Richard von Weizsäcker die offene deutsche Frage nach zweihundert Jahren endlich gelöst sieht – hier schreiben herausragende Persönlichkeiten über spannende Themen, die uns alle angehen und die zum Nachdenken über den Zustand unserer Gesellschaft und die Zukunft unserer Welt einladen.

 [Der Titel im Katalog](#)